

Der Lehrer im Dienste der Kultur

Autor(en): **Maier, J.U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **35 (1948)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-527748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN, 1. JUNI 1948

NR. 3

35. JAHRGANG

Der Lehrer im Dienste der Kultur

Man mag es glauben oder nicht, es ist doch so: Das Konterfei des alten Schulmeisters geistert noch überall herum, besonders auch im lieben Schweizerlande. Selbst ein Pestalozzi vermochte die Erscheinung nicht zu bannen. Es ist das Bild jenes Schulmeisters, dessen einzige Autorität und Würde im Rutenszepter versinnbildet ist, ohne welches sich sogar heute noch recht viele keinen Lehrer vorstellen können. Mag auch die Rute und der Stecken immer mehr verschwinden, das symbolische Adjektivum ist am Lehrer haften geblieben, so daß er heute noch weithin so erscheint, wie ihn Dürer, Brueghel oder Holbein dargestellt haben. Wenn bei neueren Malern noch etwa die Zipfelmütze dazukommt, so wird das Ganze dadurch nur unwesentlich gemildert. Es kamen dann noch andere Züge dazu. So entstand der Typus des unbeholfenen, mangelhaft gebildeten, des linkischen, von engstem Horizont umschlossenen Menschen mit ungepflegtem Aeußern, der Prototyp des Pedantismus und der Gegenpol des sogenannten Erfolgsmenschen. Und was durch alle Zeiten hindurch nie von ihm wich, das war der Beigeruch des Tyrannen in allen möglichen Abarten und Abstufungen. Man höre einmal zu, wenn in Wirtsstuben oder auch am Familientisch die Rede auf den einstigen Lehrer kommt. Entweder war er viel zu streng, ein richtiger Tyrann, oder dann der stets Düpierte, dem man jeden Tag einen neuen Streich spielte. Stets war er auch partiisch. Je weniger der oder die Betreffende in der Schule leistete, um so kühner nehmen

sie sich später aus, oft vor den eigenen Kindern. Ein wohlthuendes Gefühl der Rache überströmt sie nicht selten dabei.

Zuweilen kommt der Lehrer nicht viel besser weg als seine uralten Berufskollegen, die noch einer zünftigen Zuchtschule vorstanden. Vielleicht müssen wir noch deren Sünden büßen.

Ja, es gab eine Zeit, da es ein Elend mit der Schule war. Nein, nicht so: es gab, um ein Wort Riceks abzuwandeln, zwei Arten Elend in der Schulstube, ein prügelndes und ein geprügeltes. Fritz Reuter hat ganz recht, wenn er die einstigen Schulen als »Marteranstalten für das menschliche Sitzfleisch« bezeichnet, wo vor allem ausdauerndes Sitzen und verständiges Maulhalten eingeübt wurde. Nach Reuter soll es sogar Anhänger prophylaktischer Kuren gegeben haben, die in der ersten Stunde alle ohne Unterschied durchgeprügelt hätten, damit die Rangen inne würden, was ihrer harrete, wenn sie in den andern sich ein Vergehen zuschulden kommen ließen. Sodann wurden sie in die Fibel hinein und wieder hinausgeprügelt, sofern sie nicht zeitlebens darin stecken blieben.

Allerdings gab es auch andere, denen wenigstens eine embryonale Genialität nicht abzusprechen war. Und welche Originale! Erzählt nicht Reuter von einem Schulmeister, der ein Tagebuch mit schwarzer, roter und grüner Tinte führte? Schlimme Dinge, Todesfälle, Krankheiten, eigene und fremde Verdauungsbeschwerden wurden mit schwarzer Tinte verzeichnet; gleichgültige Sachen, wie Wetter und städtische Angelegenheiten,

mit roter; Geburten, Verlobungen und Hochzeiten mit grüner. Vor allem aber bediente er sich dieser Farbe, wenn er ein Wurstessen zu verzeichnen hatte — und das hatte er oft. Kein Stavenhager Schwein ging über den Acheron, von dem er nicht in Gestalt von Mett-, Leber- und Blutwurst seinen Obolus einforderte. Darum sah sein Tagebuch in den Wintermonaten immer grün und schwarz aus. Den einen Tag grün wegen der Wurst, den andern schwarz wegen der Verdauungsbeschwerden.

Damals war es schon wie zuweilen heute noch: daß sich die Inspektoren turmhoch über dem armen Schulmeisterlein fühlten und das dann auch in ihren gelehrten Schlußansprachen recht gern zum Ausdruck brachten. Nestroy bringt in seiner Burleske von den schlimmen Buben folgenden Schlußsatz aus einer inspektoralen Rede:

»Und nun, meine Lieben, freut es mich, in euch einen Teil jener Hoffnungen kennen gelernt zu haben, welche das Vaterland dereinst in seinem Nachwuchs möglicherweise festsetzen können, sich allenfalls angeregt und mutmaßlich berechtigt zu sein, sich angewiesen fühlen sollte dürfen.«

Ist nicht in unserer Zeit, *mutatis mutandis*, zuweilen noch Aehnliches zu hören, allerdings in andern, nicht in Schulstuben?

So streng die Zucht dereinst auch war, so glaube man ja nicht, daß der Lehrer deswegen als unvernünftig angesehen worden wäre, durchaus nicht. Ja, es galt vielmehr als Auszeichnung, wenn er die Rute tüchtig zu führen wußte, bei den Kindern — des andern, natürlich. Es ist uns aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Grabrede erhalten, die das Gesagte trefflich illustriert. Sie stammt vom hannoveranischen Pfarrer Sackmann. Da heißt es: »Man weit woll, wat dat is, Jugend hat keine Tugend, awerst he was braav hinderan, wenn se mautwillig weren oder öhre Lektionen nicht lehret hadden. He ging awerst nich met se um, aß en Böddel oder Tyrann, de se schinnen un vil-

len wull oder se alle över eenen Kamm schore. Nadem eener sünnige, nadem worr he straft. Erst kreeg he Ohrfiegen, herna Handschmede oder Kniepkens, dann kreeg he eenen ledernen Ars vull. Da tog he em ganz stram in de Höchte, dat dat Hinderkastel ganz prall word.«

Diese hehren pädagogischen Fähigkeiten vergaß man dem biedereren Schulmeister übers Grab hinaus nicht.

II.

Jene Zeiten sind längst dahin. Auch die der schulmeisterlichen Wurstgelage. Es ist alles anders geworden. Aber im Urteil des Volkes ist am Lehrer doch manches aus alter Zeit hängen geblieben. Dazu gesellen sich weitere Attribute, wie Ferientechniker, Leichtverdiener und Freizeitapostel. Interessant, daß trotzdem heute auf der ganzen Welt ein Lehrermangel herrscht wie, auch nur annähernd, noch gar nie. Ist es nicht geradezu katastrophal, wenn in diesem Jahre in Amerika nur 10,000 Lehrer aus den Lehrerbildungsanstalten hervorgehen, während man 150,000 benötigt. So ist es denn nicht zu verwundern, daß gegen ein Fünftel der schulpflichtigen Kinder keine Schule besuchen. Nicht besser steht es in manchen andern Ländern.

Die Achtung vor dem Lehrer hat nicht Schritt gehalten mit den Anforderungen, die man an ihn stellte und mit dem Aufbürden von Verantwortung. Er ist mit seiner Schule für die ganze Kultur verantwortlich, allerdings nur, wenn es schief geht. Ja, da könnte er wohl manchmal mit jenen alten Schulmeistern seufzen: »Quem dii odere, paedagogum fecere«, wem die Götter schlecht gewogen, den machen sie zum Pädagogen.

Was hat man nicht alles schon der Schule und ihren Leitern vorgeworfen! Bei jedem kulturellen Absinken fand man dort die Hauptschuld; bei einem Aufstieg hingegen sprach man kaum davon, zum mindesten

nicht vom Lehrer, eher von Schulpalästen, Schulorganisation und dergleichen.

In Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur, wie wir sie heute haben, findet die eigentliche Bildungsarbeit des Lehrers kaum mehr die rechte Würdigung. Es ist in dieser Beziehung eine Abwertung eingetreten. Durchaus zutreffend schrieb unlängst ein Einsender in der N. Z. Z., daß die Schule vielen nur noch eine Anstalt bedeutet, in der man sich lediglich die für den beruflichen Erfolg notwendigen Fertigkeiten aneignet. Die Aufgabe des Lehrers aber ist eine viel höhere und schwerere. Es scheint in unserer überwiegend wirtschaftlich orientierten Zeit notwendig, immer mehr darauf hinzuweisen.

Aber lassen wir für heute einmal die Berufsarbeit des Lehrers und ihre fundamentale Bedeutung für die Kultur im allgemeinen beiseite, (Ist es doch bemüht, darauf hinweisen zu müssen!) und wenden wir uns der außerberuflichen Tätigkeit des Lehrers im Dienste der kulturellen Entwicklung zu und auch da nur einem Zweiggebiet, dem musikalischen! Ich weiß, daß gerade hier mir viele Gegner erstehen. Darum sei vorweg gesagt: Ich ziehe keine Fälle in Betracht, wo ein Berufsmusiker die Arbeit des Lehrers übernehmen könnte. Wo das zutrifft, stehe ich ganz für den Berufsmusiker, vor allem für unsere konservatorisch gebildeten Organisten ein. Aber in den meisten Fällen können diese infolge der mangelnden finanziellen Mittel gar nicht in Frage kommen. Da muß der Lehrer einspringen. Und er tut es, oft um wirklich geringe Entschädigung, namentlich, wenn man die Auslagen, die ein musikalisches Studium mit sich bringt, in Betracht zieht, ganz abgesehen von den unzähligen Übungsstunden, die erforderlich sind. Wie wäre es um unsere Volksmusik, unsern Volksgesang und um unsere Kirchenmusik bestellt, wenn nicht unsere Lehrer wären! Das darf füglich auch einmal gesagt werden. Bezeichnend ist, was

letzthin in einer österreichischen Musikzeitschrift stand: »Der musikalische Schulmeister von einst war die Voraussetzung der hohen Musikkultur Oesterreichs, wenn wir von der natürlichen Begabung des österreichischen Volkes absehen. Leider muß man heute sagen: es war einmal. Dieser Schullehrertyp ist im Aussterben. Die musikalische Leistungsfähigkeit des Lehrers ist ins Wanken geraten. Dies bekam vor allem in den letzten Jahren die Kirchenmusik zu fühlen, die durch den Ausfall der Mitwirkung des Lehrerstandes da und dort einen nie erlebten Tiefstand erreichte.«

Glücklicherweise ist es bei uns in der Schweiz noch nicht so weit gekommen. Es gibt hier selten eine Gemeinde, in welcher nicht ein Lehrer einen Gesang- oder Musikverein oder beides zusammen leitet. Weit aus die meisten Organisten sind ebenfalls Lehrer. Ihre Bedeutung für das musikalische Leben ist eine große. Die meisten Lehrer leisten die hohe Kulturarbeit mit Freude und Hingabe. Es wäre ein Vergehen, wollte man diese Freude dazu mißbrauchen, um die Entschädigung für die große Arbeit möglichst tief zu halten. Ich kenne Lehrer-Organisten, die, alles inbegriffen, gegen 400 Präsenzen pro Jahr in Kirche und Probelokal zu verzeichnen haben, in Anbetracht des spärlich klingenden Lohnes sicher ein schönes und ein großes Opfer. Das Volk, namentlich auf dem Lande, schätzt dies zumeist viel zu gering, oft gar nicht ein. Es wird als selbstverständlich betrachtet, daß der Schulmeister orgelt und orgeln kann. Es scheint sogar, daß bei ihnen der Satz gelte: Ein Lehrer, der nicht orgeln kann, ist nur ein halber Mann. Das Orgeln gehöre zum Lehrerberuf wie die rote Tinte und die Ferien. Freilich: es ist etwas ungemein Schönes, in der Kirche unter so vielen Menschen ganz allein zu orgeln, ganz allein die weiten Räume mit Harmonien zu erfüllen, die man unter seinen Händen nach eigener Wahl wählen kann, es ist etwas vom Hehrsten, dem Allerhöchsten

vor der ganzen Gemeinde singen und spielen zu dürfen.

Vergessen wir aber nicht, was der Lehrer hier dem Volke zu bieten vermag und welche hohe Aufgabe ihm da übertragen ist. Ja, die Orgelbank ist wirklich, wie Jean Paul sagt, ein Fürstenthron, von dem aus manche Seele unter Umständen ebenso leicht erreicht und bewegt werden kann wie von der Kanzel aus.

Aber auch in der weltlichen Musik leistet der Lehrer bedeutende Kulturarbeit.

Wie viele Volkslieder, auch aus der neueren Zeit, stammen von Lehrern!

Gerade in unserem Schweizerlande wäre man nicht verlegen, Namen von Lehrern zu nennen, die für die Förderung des Volksgesangs und des Volksliedes und damit für die Grundquellen der Musik Wesentliches geleistet haben.

Dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht auch der einstigen Schullehrer, Franz Schuberts und Anton Bruckners, gedenken?

Es lockt mich, auch noch das Gebiet der Literatur wenigstens zu erwähnen. Hier steht der Lehrer ebenfalls in vorderen Reihen. Soll ich Namen nennen? Zeitgenossen? Jeder auch nur einigermaßen Literaturkundige findet deren nicht wenige. Wie mancher Dichter wuchs in der Lehrerstube heran. Um nur einige zu nennen: Johann Gottfried Herder, Johann Heinrich Voß, Jean Paul, Julius Mosen, Ferdinand Freiligrath, Karl Schönherr. Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Heimatkunde vor allem, sind die Namen noch zahlreicher.

Was ich sagen wollte: Vergesst nicht die Kulturarbeit des Lehrers, die er auch außerhalb der Schule leistet, und lohnet sie ihm mit Dankbarkeit und Achtung!

Dr. Joh. Ulr. Maier.

MITTELSCHULE

Die Stellung des hl. Petrus Kanisius im Unterricht und in der Erziehung seiner Zeit II

Pachtler schreibt nun in seiner Abhandlung »Ratio studiorum et institutiones scholasticae Soc. Jesu per Germaniam olim vigentes«, die erste in deutschen Ländern angewandte Studienordnung sei wahrscheinlich von Petrus Kanisius selbst verfaßt worden.

2. Sicher ist, daß Kanisius die von seinem Mitbruder Victoria entworfene Schulregel für das St.-Klemens-Kolleg in Prag in mehreren Punkten ergänzt und in drei Abteilungen gegliedert hat: 1. Konstitutionen für den Schulpräfekten. 2. Konstitutionen für die Lehrer und Professoren in bezug auf Unterricht und Erziehung. 3. Schulregeln für das Verhalten der Schüler. — Wir dürfen also wohl behaupten, »daß wir im

endgültigen Text der Ratio studiorum Geist und Methode, die Kanisius für Bildung und Unterricht an den Schulen gewahrt wissen wollte, vorfinden.« (F. Göttler: *Gesch. d. Päd.*, S. 104.) Die Jesuitenschulen waren damals fünfklassige humanistische Gymnasien. Sie gliederten sich in »Rudimenta, Grammatica, Syntaxis, Humanitas, Rhetorica.« Daran schloß sich ein dreijähriges Studium der Philosophie und ein fünfjähriges der Theologie. Der Grundcharakter des Gymnasiums ist humanistisch, mit dem Ziel der eloquentia, der Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch des Lateinischen. Die »eruditio«, das Sachwissen, vornehmlich geographisches, historisches, wird besonders in den oberen Klassen betont. — Alle Bildung steht im Dienste des religiös-sittlichen Erziehungszieles: Frömmigkeit, Fleiß, Gehorsam, Keuschheit. Religion wird — im